



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 7, 15-21. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind.“ — „An ihren Früchten aber werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?“ — „So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ — „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen.“ — „Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen.“ — „Nicht ein Feder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Die Kirche Jesu Christi.

IV.

Propheten nannte man im Alten Bunde nicht nur die Verkünder der Zukunft, sondern auch die Lehrer des Volkes, die Ausleger des Gesetzes. Wenn aber von falschen Propheten die Rede ist, so werden darunter stets solche verstanden, die etwas lehren oder verkünden, was der Wahrheit widerspricht, — die dabei aber viel Mühe und List und Trug aller Art anwenden, um ihre falsche Lehre recht glaubwürdig darzustellen und sich eine möglichst große Schaar von Anhängern zu verschaffen. Der Uhnerr aller falschen Propheten war jener gefallene Engel im Paradiese, und nicht nur ihr Uhnerr, sondern auch ihr Muster und Vorbild. Wohin es aber führt, wenn falschen Propheten Gehör gegeben wird, das hat das Menschengeschlecht bereits in seinen Stammeckern im Paradiese vollauf erfahren. Was damals der gefallene Engel, in schimmernde Schlangengestalt gehüllt, gesprochen, das bildet den Grundton alles falschen Prophetentums: „Eure Augen werden sich aufthun, und ihr werdet wie Gott sein!“ Die Sprüche aller falschen Propheten — mögen sie in Reden, in Büchern oder Zeitungen uns begegnen — waren und sind auf diesen Grundton gestimmt; und wie viele, namentlich jüngere Leute, lassen sich immer wieder betören ungeachtet der ernststen Abmahnung unseres Herrn im heutigen Evangelium! Wie wäre es sonst möglich, daß der Schwindel der „Los von Rom“-Bewegung so viele Wellen schlagen könnte!

Jesus Christus hat, wie wir sahen, Seiner Kirche die Lehre der Wahrheit zur Verbreitung übergeben; Petrus aber sollte nach Seiner Anordnung der unerschütterliche Fels sein, an dem das falsche Prophetentum aller Zeiten bis zum Ende der Tage mit all seinen tückischen Angriffen zerbrechen sollte.

Darum hatte der Herr zu Simon (Petrus) gesprochen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Der Herr fügte aber noch eine andere Bezeichnung hinzu, wodurch Er die gleiche oberste Vollmacht andeutete, die Er nur dem Petrus allein geben wollte. Er sagte nämlich: „Und Dir will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben; was immer Du binden wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was immer Du lösen wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gelöst sein“ (Matth. 16, 19).

Das Bild, lieber Leser, ist also dieses, daß der Eigentümer einer großen Besitzung auf längere Zeit verreist und deshalb einen obersten Verwalter aufstellt, damit in seiner Abwesenheit Alles in gutem Fortgange und in rechter Ordnung erhalten werde. Als Sinnbild der Vollmacht dient die Uebergabe der Schlüssel zu allen Teilen des Hauses und ebenso auch zur Kasse, nicht nur um alles zu verschließen und sicher zu bewahren — denn dadurch würden ja alle Geschäfte ins Stocken geraten müssen, — sondern auch um aufzuschließen, herzunehmen, auszugeben, zu verwenden. Diese Bevollmächtigung des Verwalters aber wird dem übrigen Personal kundgemacht, damit Alle sich danach richten, vom Verwalter Weisungen einholen und ihm gehorchen, — da der Herr den Wunsch hat, daß der Verwalter in seinem (des Herrn) Namen anordne und befehle und verbiete, kurz, daß er Anordnungen des Verwalters so ansehe, als hätte er sie selbst gegeben.

Dieses Bild von der Uebergabe der Schlüssel ist, lieber Leser, im Morgenlande sehr gebräuchlich. Die Worte „binden und lösen“ bezeichnen auch die Vollmacht, Gesetze zu geben und die Gerichtsbarkeit auszuüben.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. Juli.** Siebenter Sonntag nach Pfingsten. Jilias, Prophet. Boaz, Priester. Evangelium nach dem h. Matthäus 7, 15-21. Epistel: Römer 6, 19-23. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion der Schulkinder, 9 Uhr kein Hochamt, sondern hl. Messe mit Predigt für das Militär. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation verbunden mit feierlicher Aufnahme neuer Mitglieder. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 7. Juli.** Willibald, Bischof zu Eichstätt.
- Dienstag, 8. Juli.** Kilian, Bischof und Martyrer.
- Mittwoch, 9. Juli.** Agilolf, Bischof von Köln, Martyrer.
- Donnerstag, 10. Juli.** Felicitas mit ihren 7 Söhnen, Martyrer.
- Freitag, 11. Juli.** Pius I., Papst und Martyrer.
- Samstag, 12. Juli.** Nabor und Feliz, Martyrer.

Sinnspruch.

Die Liebe hängt ihr Leben,
 Hängt ihr gesamtes Sein,
 Wie einen Edelstein,
 Dem Liebbling an den Hals,
 Dem sich ihr Herz ergeben.

Christus hat also durch diese Rede den Petrus als Seinen Verwalter und Stellvertreter in Seiner Kirche aufgestellt für die ganze Zeit Seiner Abwesenheit, d. h. von Seiner Auffahrt in den Himmel an bis zu Seiner sichtbaren Wiederkehr aus dem Himmel zum Weltgerichte. Dabei hat Er feierlich erklärt und es im Evangelium für alle Jahrhunderte aufzeichnen lassen, daß Er die Amtshandlungen des Petrus und seiner Nachfolger als vollgiltig und rechtskräftig Selber anerkennt und von allen anerkannt wissen wollte.

Hiermit ist also das Amt des Petrus wiederum bezeichnet als das höchste, weil Christus keinen anderen Stellvertreter mit gleichen Vollmachten eingesetzt hat; das Amt Petri ist auch wieder bezeichnet als das einzige, aus demselben Grunde, — und als das so lange fortdauernde, bis der Herr Selbst wiederum sichtbar erscheinen, und Sein Amt auf dieser Welt überhaupt zu Ende sein wird.

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert kehrte eine berühmte Schriftstellerin, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, aus dem Protestantismus zur wahren Kirche Jesu zurück. In der bekannten Schrift „Von Babylon nach Jerusalem“ schreibt sie auch über den Primat (Vorrang) des Papstes, und zwar, wie immer, höchst geistreich und interessant also: „Christus hat zu Petrus gesprochen: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und Dir will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. — Weide Meine Herde! — In der ganzen heiligen Schrift gibt es kaum einen Ausspruch, der schwerer zu mißdeuten wäre, als gerade dieser! Er legt so einfach, so praktisch möchte ich sagen, den Grundstein zu einer neuen Ordnung der Welt, die eines Mittelpunktes bedurfte, um eben eine Ordnung zu werden; — um dieses heilige Gesetz der Ordnung, welches durch die ganze sinnliche und sittliche Schöpfung gebieterisch geht, auch im überfinnlichen Gebiete zu wahren, wo so schnell, ohne dasselbe, Verwilderung und Verflachung eintreten. Aber freilich! wo Ordnung ist, muß auch Unterordnung stattfinden! Da ist das Planetensystem: seine Sterne kreisen um eine Sonne. Da ist die Familie: Einer hat für sie zu sorgen. Da ist ein Kriegsheer: Einer befiehlt den Tausenden. — Und dieses heilige Gesetz der Ordnung und Unterordnung sollte gerade in der Kirche nicht zur Anwendung kommen? Warum hat Christus ihr denn verheißt, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen?“

S.

Arbeit und Sport als Schönheitspflege.

Von Dr. med. Ebinger.

Arbeit und Schönheitspflege in einem Atem zu nennen, mag vielleicht manchem sonderbar erscheinen, aber dennoch gehören diese beiden Begriffe zu einander. Wer gesund sein will, der muß arbeiten. Wer nicht gesund ist, kann auch nicht wahrhaft schön sein. Die Natur zerstört mit der Zeit alles wieder, was sie geschaffen hat, auch den menschlichen Körper, mag er noch so fest gebaut sein. Aufhalten kann der Mensch diesen Zerstörungsprozeß nicht, nur verlangsamen, und die einfachsten Mittel hierzu sind Arbeit, Mäßigkeit und froher Sinn.

Arbeit soll ein Mittel sein, die Schönheit zu erhalten? So wird manche Dame fragen. Es ist Thatsache, daß selbst strenge Arbeit dem Körper weniger schadet als der Müßiggang, der fortgesetzte Müßiggang. Dieser macht auf die Dauer die feinen Teile des Körpers schlaff, nimmt ihnen die Stärke und Festigkeit, er hindert den normalen Umlauf der Säfte, wodurch sie allein rein von jeder Art Schärfe gehalten werden können.

Die Muskeln werden beim ewigen Müßiggang schlaff, die Wangen fallen ein und die

Haut verliert die schöne, lebendige Farbe, welche durch keine künstlichen Mittel ersetzt werden kann.

Natürlich kann für die Damenwelt die körperliche Arbeit nur eine mäßige sein, keine zu anstrengende, denn sonst würden die weichen, runden Umrisse der Gestalt mit der Zeit schwinden, der Körper würde eckig und zu muskulös werden. Die Arbeiten, welche die Damen im Hause verrichten können, für den Haushalt, das sind die zweckmäßigsten. Manche Damen haben es nicht notwendig, im Hause zu arbeiten, und sie glauben das „Gesunde des Arbeitens“ durch Spazierengehen ersetzen zu können. Das ist ein großer Irrtum. Spazierengehen ist niemals ein Ersatz der Arbeit, denn statt den ganzen Körper und alle Muskeln desselben in Bewegung zu setzen, strengt der Spaziergang nur die Beine an, während Arme, Brust und Leib fast unbeweglich bleiben. Der einzige Ersatz für die Arbeit wäre der Sport, und zwar irgend ein Sport, der im Freien ausgeübt wird, der alle Muskelgruppen in Thätigkeit setzt und den Blutumlauf steigert.

Viele Damen glauben den Sport durch den Tanz ersetzen zu können. Die Lust des Tanzens scheint zwar allen Völkern angeboren zu sein, aber der moderne Tanz kann unmöglich als der Gesundheit und Schönheit zuträglich genannt werden. Von Zeit zu Zeit mit Mäßigkeit genossen, ist dem Tanzen wohl das Wort zu reden, aber unmöglich kann der Tanz die tägliche Arbeit oder einen gesunden Sport ersetzen. Man denke nur an die Tänzer, die eine große Anzahl Tanzender mit der Zeit in einem geschlossenen Raume entwickeln. Da saugen die übermäßig erhitzten Lungen die schlechte Luft stundenlang ein, das kann niemals der Gesundheit und Schönheit zuträglich sein, wenn auch die Tanzbewegung an sich dem Körper eine gefällige Geschmeidigkeit und den Säften eine gesunde Bewegung verleiht.

Wer sich der Arbeit oder einem vernünftig betriebenen Sport widmet, der verdaut leicht, dessen Blut fließt leicht durch die Adern, der ist gesund und stets froher Laune. Und wie notwendig hat das heutige Menschengeschlecht solche frohe Laune, die aus wahrer Gesundheit stammt. Heiterkeit und Frohsinn müssen nicht erkünstelt oder erzwungen werden, sie müssen vielmehr frisch und ungezwungen dem Herzen entspringen. Eine heitere Seele, ein frohliches Gemüt wirkt wie Sonnenschein auf die Umgebung. Der Mißmutige fühlt sich mit unwiderstehlicher Gewalt aus seiner schlechten Stimmung gerissen und die finsternen Gedanken werden durch lebensfrohe Bilder verdrängt. Alle Sportsleute, die ihren Sport richtig, natur- und gesundheitsgemäß betreiben, sind frohliche Menschen. Das ist der große Segen der gesunden Körperbewegung. Auch der Schlaf ist bei diesen glücklichen Menschen angenehm geregelt. Er dauert in der Regel 6—7 Stunden, ist tief, fest, traumlos und erquickend. Solche körperliche Arbeiter haben gar nicht das Bedürfnis, lange im Bette zu liegen, ihr gesundes Blut treibt sie mit unwiderstehlicher Gewalt nach angemessenem Schlaf aus dem Bette.

Nichts ist auch erschlassender als der lange Aufenthalt im Bette, geschweige erst in einem Federbette. Zu langes Schlafen erzeugt ein dickes, träges Blut, der Mensch wird arbeits- und denkschlaff. Federbette verweichlichen und erschaffen den Menschen. Es ist durchaus nicht zu empfehlen, auf Federn zu schlafen, Matratzen von Haarhaaren oder Seegras sind weit gesünder. Als Decken sind wollene zu empfehlen: man vergesse nie, daß der Mensch nicht nur durch die Lunge atmet, sondern auch durch die Haut. Deckt man sich während des Schlafens zu fest zu, so stört man die Atmung der Haut, der Schlaf wird unruhig, weniger stärkend, es sammeln sich im Innern des Körpers Krankheitsstoffe. Personen, die stets auf und unter Federn schlafen, müssen sich nicht wundern, wenn sie so oft von Husten oder Schnupfen heimgesucht werden, sie selbst sind schuld daran, wenn ihr

Organismus zu diesen und ähnlichen Leiden disponiert, krankhaft empfänglich gemacht wird. Zum Glück hat die Mehrzahl unseres Volkes das Bedürfnis und die Lust, die durch unsere Kultur bedingte einseitige Bethätigung der geistigen und körperlichen Kräfte in geschlossenen Räumen durch angemessene Bewegung in freier Luft auszugleichen. Diesem tief empfundenen Bedürfnis ist es zu danken, daß der Radsport eine so riesige Ausdehnung in kurzer Zeit erreicht hat. Aber auch auf anderen Gebieten des Sports regt es sich immer mehr und mehr, weil man den Segen der körperlichen Arbeit zu sehr und zu angenehm empfindet. Die Kräftigung aller Körpermuskeln und eine auffallende Steigerung des Appetits sind die ersten Wirkungen des Sports. Ferner verbraucht die so gesteigerte, allgemeine Muskelthätigkeit das überschüssige Fett. So folgt die Entfettung des Herzens und der großen Blutadern, wodurch der Umlauf des Blutes erleichtert und beschleunigt wird. Wenn aber das Blut leicht durch die Adern rollt, der ist gesund, der ist glücklich, denn Gesundheit hat Heiterkeit und Fröhlichkeit im Gefolge. Das wußten schon die alten Völker. Bei den klassischen Griechen waren die Leibesübungen Staatsangelegenheiten. Die Regierung baute mächtige Gebäude, Gymnasien, für die körperlichen Übungen und stellte sie unter die Leitung angesehenen Beamten. Jeder war verachtet, der versäumte, seinen Körper auszubilden und geschickt zu machen. Die Sieger im Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen, in dem berühmten Fünfkampfe wurden durch große Auszeichnungen geehrt, ebenso die Sieger bei den Festspielen zu Delphi, Korinth und Olympia. Von den Griechen lernten in dieser Hinsicht die alten Römer und später auch die Deutschen. Kaum glaublich und faßbar ist es, wie dann später im Laufe der Jahrhunderte die Pflege des Körpers so vernachlässigt werden konnte, zum Schaden der ganzen Nation. Ein schwaches Morgenrot dämmert in unserer Zeit. Möge es sich bald voll und ganz entfalten.

Krankenträgerübung.

Militärhumoreske von Max Bedekamp.

Kompagniebefehl: „Morgen früh sechs Uhr steht die Kompagnie feldmarschbereit auf dem Kasernenhofe zu einer Krankenträgerübung“, so las der Feldwebel aus seinem Rotzibuche vor. Es folgte dann die Anweisung, daß das Bataillon um 6¼ Uhr, das Regiment um 7 Uhr zur Stelle zu sein habe.

Krankenträgerübung! Das war doch mal was anderes! Es war schon vorher etwas durchgeföhrt — die gesamten Krankenträger der Division waren dazu befohlen und sollten noch an demselben Tage mit der Bahn ankommen. Auch der Corpsgeneralarzt würde zur Stelle sein — es würde also hochinteressant werden. Verwundete und Tote würde es geben, und jeder von uns erwog im Geiste die unangenehme Erfahrung, daß lange nicht jede Kugel trifft. Manche trifft aber auch erst kurz vor dem Ende der Schlacht, wenige Minuten vor der schrecklichen Entscheidung. Wie unangenehm, wenn einen selber nun das Schicksal so lange aufsparte und einen erst dann, wenn man die ganze heiße Schlacht mitgemacht hatte, dahinraffte?

Nun, es kam dabei immer noch auf einen wohlwollenden Korporalschaftsführer an, der die Schiffe austeilte.

Am nächsten Morgen standen wir alle pünktlich auf den Korridoren, nachdem uns unsere Puzkameraden mit Kleiderbürste, Wäschebürste und Glanzbürste, sowie Puzlappen und Lederlappen — aus welchen Gegenständen bekanntlich die „Properteh“ des Soldaten besteht — gehörig bearbeitet hatten.

Der Tag versprach heiß genug zu werden, der Himmel war von seltener klarer Bläue, und die Julisonne mit ihrem strahlenden, gänzlich entschleierte und wohlwollenden Antlitz schien gesonnen, es recht gut mit uns

zu meinen. Aber, so hofften wir, das brauchte uns heute nicht allzusehr zu tangieren; hatte doch jeder die Chance als Verwundeter weiterzukommen, ohne seine „Untertanen“ in Anspruch nehmen zu müssen. Die Sache ließ sich auch anfangs ganz gut an, denn nach einem mäßigen Marsch durch den kühlen Hochwald befanden wir uns auf dem „Operationsfelde“.

Dieses — heute vielleicht in doppeltem Sinne — lag in einem zwischen zwei Hügeln malerisch eingebetteten Thälchen. In einer Stelle des Abhangs war jedoch der Wald ausgerodet und hatte einer trefflichen Obstbaumpflanzung Platz machen müssen.

Der Anfang der Übung unterschied sich bereits wesentlich von denjenigen aller übrigen. Die Gruppenführer nämlich traten, mit ganzen Päckchen kleiner Papptäfelchen bewaffnet, vor die Front ihrer Gruppen. Diese Täfelchen verteilten sie an die einzelnen Leute ihrer Gruppen, die sie dazu anzuwenden hatten, heute für das Vaterland zu bluten. Natürlich erhielt auch ich ein solches und zwar mit der Aufschrift: „Doppelter Bruch des rechten Unterschenkels infolge Ueberfahrens“. Dieses Täfelchen befestigte ich mit der dazu bestimmten Schnur am dritten Rockknopfe und schob es in den Zwischenraum zwischen dem dritten und vierten Knopf. Erst wenn das betreffende Rad — was für eins war mir nicht klar, da weder Artillerie noch Train an der Übung teilnahmen — über mich dahingegangen sein würde, durfte das Täfelchen sichtbar werden.

Die Schlacht begann — Patrouillen meldeten, daß das Ostdetachment über den Dachberg hinübergezogen käme, um uns, das Westdetachment, in unserer sehr vorteilhaften Stellung anzugreifen. Die ersten Helmspitzen wurden hinter der das Thälchen ostwärts abschließenden Hügelreihe sichtbar, die ersten Schüsse krachten. Der erste Zug unserer Kompanie schwärmte aus, ging in Deckung — langsames Schützenfeuer! Darauf ein kleiner Sprung, um den Feind über unsere Absicht, uns nur zu verteidigen, zu täuschen und die fünfzig Meter vor uns befindliche bessere Deckung hinter einigem Gesträuch und etlichen Erdhäusern zu gewinnen. Einige Tapfere aus unserer Reihe waren bereits vom schwarzen Verhängnis ereilt und ich haberte schon mit meinem Schicksal, daß ich unverletzt davon gekommen, gleich als ob ich ein Amulett trüge.

Da aber ertönte auch schon die martialische Stimme meines Unteroffizier, die mir heute lieblicher erklang als Nachtigallenschlag in der Frühlingsnacht: „Einjähriger Wegekamp!“

Ich zog das Täfelchen hervor und sank mit einem Seufzer der Erleichterung an den Busen meiner vielgeliebten Mutter Erde. Für mich war das Gesecht zu Ende und, schwer verwundet wie ich war, wartete ich der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen — aber ein bißchen anders, als ich mir's gedacht hatte! Das Gesecht brauste weiter, die Unseren schienen siegreich, denn das Gewehrfeuer ertönte aus immer größerer Entfernung. — Da plötzlich jagten drei Reiter über das Schlachtfeld — neugierig schaute ich auf: Ein Generalarzt, ein Oberstabsarzt und ein Stabsarzt. Der Generalarzt ließ auch sogleich sein liebliches, etwas eingetrocknetes Organ ertönen:

„Die Toten und Verwundeten aufstehen und sich dort an jenem Abhang unter die Obstbäume legen!“

Einen Arzt, der Tote erwecken konnte, mochte es seit Askulaps Zeiten wohl nicht wieder gegeben haben — ich wenigstens hatte noch keinen gesehen — im Gegenteil! Ich sah ihn daher wie versteinert an, um abzuwarten, welche Wirkung diese Zauberformel haben werde. Aber da wirklich die Toten und die zu Krüppeln Geschossenen aufstanden und im Laufschrift dem Abhange zueilten, so stand ich auch auf, folgte ihnen und gewahrte zu meinem maßlosen Erstannen, daß

ich trotz meines durch Ueberfahren doppelt gebrochenen Unterschenkels ganz vorzüglich laufen konnte. In dem Abhang aber verlor der Zauber wieder seine Wirkung — ich suchte mir einen breitkronigen Birnbaum und sank in dessen kühlen Schatten nieder. — Weiter brauste die Schlacht, ferner tönte das Feuer.

Da wurde es auf dem Schlachtfeld lebendig, Männer tauchten auf, die suchend umherliefen, immer zu zweien. Sie waren ohne Tornister, auf dem Haupte trugen sie die Feldmütze und je zwei eine Tragbahre — ihre Feldflaschen aber waren ungefähr dreimal so groß als die unsrigen. Zwei von ihnen näherten sich meinem Birnbaum.

„Da, hier liegt wieder einer,“ sagte der vordere zum andern.

„No,“ sagte dieser, „was fehlt Dir denn?“ Sie setzten die Bahre nieder und beugten sich über mich.

„Ueberfahren!“ sagte ich und zeigte mein Täfelchen.

„Ach so,“ grinsten der eine, „ein Einjähriger! Nichts gewohnt! Zu weiche Knochen!“

Ich lachte: „Können Eure Knochen das vielleicht aushalten, wenn ein Kanonenrad drüber weggeht?“

Nun bemächtigte sich einer von ihnen meines Helmes, stellte ihn auf die Tragbahre, zog meine Feldmütze hervor, die ihren vorchriftsmäßigen Platz zwischen der oberen Seite des Tornisters und dem gerollten Mantel hatte, und setzte sie mir auf, während der andere mir den Rocktragen, die oberen und unteren Knöpfe öffnete und mir die Halsbinde löste. Sodann wurde ich des Tornisters, des Koppels und Seitengewehres entledigt, wobei sie freundlicherweise auch nicht vergaßen, mir ab und zu einen Schluck Wasser einzuschlecken — und dieses Wasser war mit Essig gemischt, ein köstlicher Labetrunk bei der Hitze!

Endlich kam noch das Schwerste: Der Stiefel wurde mir von dem verwundeten Fuße gezogen und ein Rotverband angelegt. Damit war ich vorläufig erledigt. Man packte mich an den Schultern und Knien und legte mich säufstlich auf die Bahre nieder. Koppel und Tornister wurden an der Bahre aufgehängt, wo auch der Helm seinen Platz gefunden hatte, und meine Flinte nahm der eine der Träger am Riemen über die Schulter. Langsam, vorsichtig ging es vorwärts. O — es ist etwas Schönes um so eine Krankenträgerübung!

Nachdem der vorsichtig wiegende Marsch einige Minuten — ach nur wenige köstliche Minuten! — gedauert hatte, hielten meine Träger vor einem großen, unförmigen Leiterwagen, der meine Stimmung erheblich herabdrückte. Denn bisher war ich mir vorgekommen wie ein chinesischer Mandarin, der in seiner Sänfte von seinen Kulis dahergetragen wird. Der Vergleich hinkt — nichts packte außer der schaukelnden Bewegung. Denn die Bahre glich nicht im entferntesten einer Sänfte, meine Träger waren keine Kulis und ich — doch ich hoffe, man wird einem Manne mit doppeltem Unterschenkelbruch diesen hinkenden Vergleich verzeihen!

Auf dem Wagen, der mit einem Leinwanddach überspannt war, wurden die Bahren verladen — übereinander — nebeneinander — sein ordentlich an dazu angebrachten eisernen Deisen und Dakeln eingehängt. Dazwischen saßen dann diejenigen Verwundeten, welche an Armbrüchen, Kopfwunden etc. laborierten. Als der Wagen gefüllt war, ging es in mäßigem Schritte nach dem Feldlazarett — aber o weh! Der Wagen hatte keine Gummiräder und der holprige, steinige Landweg keinen Asphalt. Ich danke meinem Gotte, daß meine Verwundung nur auf dem Papier stand!

So kamen wir nach dem Feldlazarett, das in einem kleinen Gehölze lag. Dort wurden wir kunstgerecht abgeladen. Doktoren verschiedener Grade hantierten dort herum, und wir dachten, jetzt würde erst das kunstgerechte Verbinden losgehen, und wir würden fein säuberlich nach der heimatischen Kaserne zurückgefahren werden. . . .

Da ertönte plötzlich die Stimme eines Arztes: „Alle Verwundeten zu Ihren Truppenteilen!“ Wir waren sprachlos — das also war das Ende? Und wir wußten doch gar nicht, wo unsere Truppenteile standen!

Der lachende Zuruf eines Sanitätsunteroffiziers: „Ja, sind Sie denn noch nicht weg?“ riß mich aus meinen Betrachtungen, drüben stehen die Bataillone,“ fügte er hinzu, als er mein möglichst verständnisloses Gesicht sah. Ich folgte der Richtung seines ausgestreckten Armes mit den Augen — richtig, da blühten Waffen! Strumpf und Stiefel an, Binde und Rock zu, umgeschminkt, Hurrahtüte (Helm) auf, Knarre (Gewehr) über die Schulter war eins.

Als ich aus dem Gehölz trat, sah ich die feindlichen Armeen. Sie hatten sich vereinigt, die Gewehre zusammengeführt und sich um die Marketerwagen geschart, um Gambinus eine Libation zu bringen. Als ich mit durstiger Kehle ebenfalls hinzueilte, um mein Gewehr irgendwohin zu setzen und einen zu genehmigen, erschallte das Kommando:

„An die Gewehre!“

Wir setzten uns in Marsch — bis zur Kaserne ohne Anfechtung. Jeder Versuch, einen Tropfen Trinkbares zu erlangen, war vergeblich. Beim raschen Anziehen vorher hatte sich eine Falte im Strumpf gebildet und ich lief mir den Fuß durch — das einzige Mal in meinem Dienstjahre!

Ja — es ist etwas Schönes um so eine Krankenträgerübung.

Neues Glück.

Novellette von E. Reychner.

Sommer, blühender Sommer.

Noch herrschte nicht jene glühende Hitze, welche Feld und Wiesen versengt. Noch waren die Blätter an den Bäumen nicht mit jener feinen Staubschicht überzogen, die alle gleich grau abtönt. Noch brannten die Sonnenstrahlen nicht so unbarmherzig, daß die Vögel nur matt ihre Flügel zu gebrauchen vermögen und der Mensch sich in die hintersten Räume der Häuser flüchtet, da ihm in der Großstadt kein schattiger Wald Kühlung verheißt.

Kein, Frühsummer war's. Ueberall in die fernsten Zimmerwinkel zauberten die leuchtenden Sonnenstrahlen goldenes Licht, einen Abglanz der neuerstandenen Pracht in der Natur.

In den Straßen boten Blumenhändlerinnen Büschel der jungen Blüten zum Verkauf. Die Bäume der Anlagen prangten in frischem Grün. Die Vögel zwitscherten hell, selbst die Spatzen in ihrer lärmenden Lustigkeit fürten heute nicht. Die Menschen durchweilten froh die Straßen, um irgendwie und irgendwo ein Fleckchen in einem Park oder Garten zu erhaschen.

Nur Frau Heyden schien recht wenig von dem frischen, frohen Hauch, der jetzt die Welt durchzog und sie verjüngte, zu verspüren.

Der helle Sonnenschein da draußen konnte ihrem Gesicht kein Lächeln abringen. Ihre Züge drückten weit eher trübe Gedanken aus. Und jetzt stahlen sich gar Thränen aus ihren müde drein schauenden Augen. Nicht die rasch vergossenen und ebenso schnell verstreuten Thränen der Jugend waren es. Nein, langsam rollten die salzigen Tropfen herab an den verwellten Wangen, und man sah dem Gesicht an, daß viele solcher Thränen es in kurzer Zeit gealtert hatten.

Wie hätte sie auch froh sein können?

Der selbe gleichende Sonnenschein hatte die schwärzesten Tage im Leben der alten Frau beleuchtet. Verheißungsvoller Frühling war es gewesen, da ihre schöne, holde Tochter als glückliche Braut das Elternhaus verlassen hatte. —

Drei Jahre waren verfloßen, seit Gerda voll Jubel und Glück dem jungen Gatten in das neue Heim gefolgt war, auf sein Gut, das wie geschaffen schien für das Glück zu zweien.

Weit weg, viel zu weit für das Sehnen

und Bangen der Mutter, die ihren Liebling nur zu gern in ihrer Nähe gewußt hätte.

Als aber täglich so lebensfrohe Grüße anlangten, das Töchterlein den Geliebten nicht genug zu preisen wußte, da hatte sich Frau Heyden allmählich damit abgefunden, ihre Gerda nicht mehr stündlich sehen zu können.

Welches Opfer wäre auch der Mutterliebe zu groß, um das Glück ihres Kindes zu erkaufen.

Und dies Glück blieb bestehen. Gerdas Leben schien sich nur sonnig zu gestalten. Ob die Tochter im Sommer von der herrlichen Natur schwärmte, im Herbst das fröhliche Erntetreiben schilderte oder den eigenartigen Reiz des schneeigen Winters mit seinen lustigen Schlittenfahrten pries und von ihrem ernstesten Wirken als Lehrerin der Dorfkleinen und Wohltäterin der Dorfarmen erzählte, es wehte aus allen diesen Briefen Gerdas stets derselbe Hauch des Glückes und einer tief empfundenen Befriedigung mit ihrem Los.

Die wenigen Zeilen des Schwiegerjohnes zeugten stets von so viel Verehrung und Liebe zu seiner jungen Frau, daß der Mutter in heimlichem Aberglauben manchmal sähler Angst wurde vor solch seltenem, vollem Glück. Als aber die „Kinder“ zum Geburtstage sich selbst als Ueberraschung bescheerten, da wurde Frau Heyden angestreift von dem glücklichen Uebermut der Jungen. Wenn sie dann die zwei hohen Gestalten betrachtete, die wie für einander geschaffen waren und sah, welche Fülle von Liebe und Zärtlichkeit die beiden Menschen für einander hegten, erschien es ihr nur freventlich, daß sie selbst sich so schwer an den Gedanken gewöhnt hatte, Gerda mit „ihm“ in die Fremde ziehen zu lassen.

Es waren die letzten frohen Tage des Beisammenseins gewesen. Und alle hatten einige Wochen später noch viel frohere erwartet.

Sollte doch im Gutshaus ein neues Leben seinen Einzug halten.

Die junge Menschenknospe war erschienen, als just die ersten Singvögel wiederkehrten und das Storchpaar lustig klappernd auf der Scheune sein Nest erneuerte.

Da lag er nun, der zukünftige Gutsherr, ein schneeweißes Bündel, in dessen Vinnen und Federn das kleine Köpfchen mit den großen Augen beinahe verschwand.

Aber während das Kind in der Wiege ruhig im gesunden ersten Schlaf atmete, kämpfte die Mutter ihren Todeskampf. Draußen im Dorf erscholl Jubel und Glockenklang zur Begrüßung des Jungheirats; im Herrschaftshaus aber gab es nur schüchternes Klüßern und bange Seufzer.

Und als ein kleines Mädchen, die Abgesandte aus der Nähstunde, mit einem Strauß erster Maiglöckchen erschien, um sie der verehrten Gutsherrin zu bringen, da hatte Frau Gerda Ausgerungen und ihre Lieblingsblumen waren ihr erster Totenschmuck.

Die alte Frau seufzte tief. Wozu all die schrecklichen, traurigen Zeiten heraufbeschwören! Es ist ihr noch heute unsäglich, daß so viel Schönheit und Liebreiz begraben werden konnte in der Erde Schoß, daß ein so schönes Glück so jäh zerstört wurde.

Was half ihr der schale Trost der Freunde, daß ihrer Tochter ein so seltenes Los beschieden war, daß Gerda im Glück gelebt und im Glück gestorben, ehe es ein Wort, ein Hauch getrübt.

Es war zu kurz gewesen! Die Mutter kam nie darüber hinweg. „Er“ freilich, der Gatte hatte sich ja merkwürdig schnell getrostet. Damals hatte er sich wohl wie wahnwitzig gebärdet. Das hinderte ihn aber nicht, schon nach kaum zwei Jahren der „Unvergesslichen“ eine Nachfolgerin zu geben.

Eine Fremde konnte ihm seine angebetete Gerda ersetzen. Eine Fremde wollte in seinem Haus mit den Rechten der Toten. Und wer war sie? Eine Försterstochter, die sich gewiß nicht messen konnte mit Gerda.

Frau Heyden kannte sie nicht, hatte sie auch

nicht kennen lernen wollen, kannte sie doch kaum ihr Enkelkind.

Damals als der Kleine mütterlos zurückblieb, hatte sie ihn in ihre Obhut nehmen wollen, aber der Vater verstand sich durchaus nicht dazu, sein „Einziges“ wegzugeben. Frau Heyden war wohl einmal auf dem Gut gewesen, aber sie hielt es nicht lange dort aus, weil sie alles an die teuere Tote erinnerte. Der Schmerz war noch zu frisch.

Die junge Frau hatte ihr einen sehr bescheidenen, netten Brief geschrieben, aber wer mochte es Frau Heyden verdenken, daß sie kein richtiges Herz fassen konnte zur Stiefmutter ihres Enkelkindes.

Stiefmutter! Wie häßlich das klingt! Armer Kleiner!

Ob sie ihn wohl schlecht behandelt?

Ober schondie sorgende Mutterliebe vernimmt? Frau Heyden suchte sich das Kind vorzustellen. Sie holt sein letztes Photographum herbei. Ach, seitdem muß er ja ganz anders aussehen, ordentlich gewachsen sein. Ob er wohl schon niedlich plaudert?

Sie, die Großmutter weiß so wenig von ihrem einzigen Enkel. Sie erhält zwar allwöchentlich Bericht über sein Befinden, sie erfährt, daß das Kind gut gedeiht. Aber das Papier ist ja geduldig. Wie, wenn etwas versäumt würde bei seiner Pflege.

Frau Heyden kam sich ordentlich pflichtvergesen vor.

Und da beschleicht die einsame Großmutter eine solche Sehnsucht nach dem Enkel, daß sie den plötzlichen Entschluß faßt, hinzufahren. Sie muß das Kind sehen.

Sommer auf dem Lande, wo die Natur erwacht, lange ehe es die armen Stäbter in ihren hohen Häusern ahnen. Da draußen gedeiht ein äppigeres Leben; Gras und Blätter haben ein saftigeres Grün, die Blüten sind farbensatter. Alles Wachstum kann sich in Gottes Natur zu voller Pracht entfalten.

Sonntag war's. Keine lauten Arbeiten störten die feiertägliche Stille. Auf dem Gute gab es ein herrliches Stückchen Erde, den Garten. Eigentlich war es gar kein Garten mit sorgfältig geharkten Wegen und wohlgepflegten Beeten, nein, ein Stückchen blühender Wildnis, traumhaft schön und still. Große Rasenflächen und natürliche Gruppen von Sträuchern und Bäumen.

Jetzt prangte alles in frischem Grün, von den hellgrünen Grashalmen bis zu den dunklen Blättern der Blutbuche abschattiert. Dort weiß und rosa Schlehdorn, hier blühende Bäume und Goldlack und Flieder in allen Farben und Arten, von denen jeder Lufthauch den schwülen, süßen Duft mit sich forttrug. Und der Rasen gleich einem buntestückigen Teppich, mit all den verschiedenen weißen, blauen und roten Blumenköpfchen. Und über all dem der tiefblaue Himmel und die hellen Sonnenstrahlen.

Die alte Frau wollte nicht angemeldet erscheinen. Sie hatte auch der Dienerin abgewehrt und ist, ihre Handtasche zurücklassend, eilends in den Garten geschritten.

Jetzt steht sie da und späht nach dem Kinde. Hier liegt auf der Wiese ein Pferdchen; dort sind kleine Gartengeräte. Das Spielzeug weiß ihr den Weg.

Da hört sie auch schon Kinderjauchzen. Und nun sieht sie dicht vor einem Gestrüch das Kind mit der Stiefmutter.

Frau Heydens Fuß stockt. Sie lauscht, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben.

Das ist also die neue Frau.

Nein, das Bild ihrer Tochter kann die nicht verdrängen. Sie ist eher klein, hat ein gewöhnliches Gesicht und geht sehr einfach gekleidet.

Erich strebte zur „bösen Stiefmama“ hin. Er ist groß und kräftig geworden. Man sieht den roten, dicken Wäddchen nicht mehr das Erstlingsgeschichtchen an. Aber die großen Augen sind noch dieselben geblieben. Er hat die schönen dunklen Sterne seiner Mutter geerbt.

Und nun ertönte ein süßes Kinderstimmchen, das Frau Heyden aus fernen, fernen Tagen zu kommen scheint:

„Gute, liebe Mama, Erich lieb haben,“ und zwei Aermchen recken sich verlangend nach dem Hals der „Fremden“.

Die Stiefmutter hebt den Kleinen empor und läßt ihn hoch in die Luft wirbeln. Dann küßt und herzt sie das Kind.

„Meine Bonne, hast Du Mama lieb? Gelt ja? Du bist mein, mein!“ Die Worte klingen so unverkennbar von Herzen kommend, daß sie die Lauscherin rühren. Sie tritt hervor und geht der überrascht dreinschauenden Gruppe entgegen.

„Erich, Erich, das ist die gute Großmama, von der ich Dir schon erzählt habe. Sieh schön Händchen und Küßchen.“

Und Erich fügte sich, ein wenig ängstlich zwar, ohne Mama loszulassen.

Dann reichte Mama Frau Heyden die Hand, und diese drückte sie, indem ihre Lippen Dank, Dank murmelte.

Als sich die Erregung ein wenig gelegt, setzen sich die beiden Frauen auf eine Bank, das Kind auf der Mutter Schoß, während es Großmama die Händchen überläßt.

Da beginnt die junge Frau zu erzählen, wie sie als Waise eine lieblose Kindheit und Jugend verlebte hat, und wie sie zu Versuch bei ihrer Tante auf dem Gute den Kleinen, mütterlosen Knaben gesehen. Da konnte sie nicht anders, sie mußte sich seiner annehmen. Er that ihr zu leid. Das Kind hatte es ihr angethan. Und sie dem Kinde, gleichsam als fühle Erich die Liebe, die ihm hier so unerwartet entgegengebracht wurde.

Er, der sonst schon gegen jeden Fremden war, schloß sich eng an das junge Mädchen an und jubelte, sobald er es von Fern sah. Diese Liebe des Kindes zu ihr mochte wohl die Wahl seines Vaters auf sie gelenkt haben.

Die junge Frau stockte einen Moment, dann berichtete sie ehrlich weiter, wie sie mit sich gekämpft, als sie die Stiefmutter des Kindes werden sollte.

Sie merkte es Erichs Vater an, daß er ihr nicht mehr die Liebe bieten konnte, die ihn mit der Toten vereinigt, daß sie das Bild der ersten Frau niemals aus seinem Herzen verdrängen würde. Und sie hatte doch auch ein Anrecht auf volle, ganze Liebe. Dann wollte sie sich auch nicht der Familie aufdrängen. Ihr Benehmen würde wohl vielen Mißdeutungen ausgelegt sein. Aber sie selbst war bisher so arm an Liebe im Leben eingeht. Was sich ihr nun bot, war in ihren Augen schon genug.

Sie, die nie Mutterliebe genossen, konnte jetzt dem Kleinen solche Spenden und dafür Kindesliebe ernten! So hatte sie denn in Gottes Namen „Ja“ gesagt.

Dies alles hatte sich leise und langsam von ihren Lippen gerungen. Ganz anders klang es jetzt, da ihre Worte nicht mehr dem eigenen Schicksal, sondern Erich galten.

Wie ihre Augen leuchten, wenn sie von seinen Kleinen künftigen berichtete. Wie die helle Freude ihr Gesicht verschönt, da sie Gerdas Kind preist! Immer stiller hörte Frau Heyden zu: endlich kann sie nicht anders, sie zieht das junge Weib an sich, das so unentwegt und freudig den Weg der Pflicht wandelt und umarmt und küßt es.

Die arme Weise aber hatte eine zweite Mutter gefunden, und wenn sie selbst der alten Frau auch nicht die heißgeliebte Tochter ersetzen kann, sie haben doch ein Gemeinsames: ihr beider Ziel und Streben gilt dem Glück von Gerdas Kind.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Rusikalische Kreuzrätsel: Senkrechte Reihe: Caryanthe. Wagerechte Reihe: Verbi.
Zahlenrätsel: Aphrodite, Parther, Serat, Ratte, Dohir, Dievve, Jda, Zavit, Erde.
Vierfüßige Charade: Gänseblume.
Pyramidenrätsel: Senkrechte Mittelreihe: Paris. Wagerechte Reihen: P, Gad, Norma, Larissa, Freisäug.
Vierfüßige Charade: Ganghofer.